

4. Ein jüdisches Leben in der jungen Bundesrepublik

Dass Fritz Bauer aus einer jüdischen Familie stammt, ist ein Thema in diesen Jahren. Sein Name steht in den Anfangsjahren der Bundesrepublik stellvertretend für eine Abrechnung mit der NS-Vergangenheit in einer Schärfe, die vielen Deutschen zu weit geht. In den 1950er- und 1960er-Jahren ist er der bekannteste und, den Drohbriefen und einem von der Polizei aufgedeckten Mordkomplott nach zu urteilen, auch meistgehasste Staatsanwalt des Landes. 1966 haben zwei Rechtsextreme geplant, ihn, „den Hauptverantwortlichen für die Kriegsverbrecher-Prozesse“, wie sie schreiben, gemeinsam mit Willy Brandt und dem Schriftsteller Günter Grass umzubringen. Unter anderem der Umstand, dass Bauer eine Westentaschenpistole besitzt, hat ihr Komplott verkompliziert.

Seine vielen Kritiker nutzen es für boshafte Unterstellungen. Rachsüchtig nennen sie ihn. „Wenn man Sie, Herr Dr. B., einmal im Fernsehen angesehen hat, dann spürt man, dass Sie durch und durch mit grenzenlosem Haß erfüllt sind“, schreibt der Verfasser eines typischen Schmähbriefs. Ein anderer: „Haben Sie in Ihrer blinden Wut denn noch nicht verstanden, dass einem sehr großen Teil des deutschen Volkes die sogenannten Nazi-Verbrecher-Prozesse lang aus dem Hals hängen! Gehen Sie doch dorthin, wohin Sie gehören!!!“

Doch die Frage, ob Fritz Bauer auch von persönlichen Motiven angetrieben wird – ob also das, was ihn von so vielen anderen deutschen Staatsanwälten unterscheidet, die lieber verdrängen und verschweigen wollen, vielleicht auch ein persönliches Vergeltungsbedürfnis ist –, stellen sich nicht nur einzelne Verrückte in dieser Zeit. Das macht dieses Thema für Bauer tatsächlich heikel.

Wer Fritz Bauer in den 1950er- und 1960er-Jahren in der Bundesrepublik sprechen hört, der kann den Eindruck gewinnen, als spiele eine jüdische Identität für ihn eigentlich überhaupt keine Rolle. In offiziellen Formularen gibt Fritz Bauer sich in dieser Zeit als „glaubenslos“ aus, zur jüdischen Gemeinde an seinem Wohnort in Frankfurt am Main hält er Abstand. Auf die Frage eines jungen Freundes, „Sind Sie eigentlich Jude?“, antwortet Bauer Mitte der 1960er-Jahre einmal kühl: „Im Sinne der Nürnberger Gesetze: Ja.“ Ob er überhaupt jemals ein Verhältnis zum Judentum gehabt hat, das über das hinausgeht, was ihm der Antisemitismus aufgezwungen hat, fragt sich der junge Freund danach. Schließlich gibt es auch andere Beispiele für Deutsche, die sagen, erst Hitler habe sie zu Juden gemacht.

Es liegt nahe zu überlegen, ob man Fritz Bauer aus Respekt vor seiner Selbstbeschreibung überhaupt als jüdisch bezeichnen sollte. Und es spricht zunächst manches dafür, sich damit sehr zurückzuhalten.

„Im Sinne der Nürnberger Gesetze: Ja“: Deutlicher könnte Bauer kaum auf Distanz gehen, deutlicher könnte er kaum unterstreichen, dass es sich um eine Fremdzuschreibung handele. Hinter dieser Kühle verbirgt sich allerdings mehr. Der Grund für Fritz Bauers Schweigen über seine jüdische Identität nach 1945 liegt nicht darin, dass er nichts zu erzählen hätte. Eher sagt dieses Schweigen – und das macht diesen Aspekt auch politisch relevant – einiges aus über das Klima im Deutschland der Nachkriegszeit. Ein Blick auf Fritz Bauers junge Jahre zeigt das.

In Bauers Elternhaus in Stuttgart feierte man die jüdischen Feste, im Frühling zu Pessach gedachte man des Auszugs der Hebräer aus Ägypten, im Winter zu Chanukka zündete man acht Tage lang Kerzen an, jeden Abend eine mehr. Fritz Max Bauer, der am 16. Juli 1903 in Stuttgart geboren wurde, ist in einer assimilierten jüdischen Familie aufgewachsen, wie es viele gab vor 1933. Man war deutschnational, und man bestand darauf, dass deutsch und jüdisch genauso wenig einen Gegensatz darstellen wie deutsch und protestantisch. Fritz Bauers Vater hatte sich schon als 22-Jähriger im Jahr 1894, zu einer Zeit also, als Juden noch nicht Offiziere werden konnten, freiwillig zum Militär gemeldet. Im Ersten Weltkrieg tat er dies erneut.

Die Familie war nicht tief religiös, aber in der Gemeinde überaus engagiert. Ging man in die Synagoge, dann saß man nicht am Rande, sondern im Zentrum der Aufmerksamkeit. Väterlicherseits war Fritz Bauer verwandt mit dem damaligen Präsidenten des Oberrats der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs, mütterlicherseits mit den Männern, die als Synagogenvorsteher in Tübingen die jüdische Gemeinde zusammenhielten: Erst war es sein Urgroßvater, dann sein Großvater, dann später sein Onkel.

„Im Sinne der Nürnberger Gesetze: Ja“? Wenn Fritz Bauer nach dem Krieg nicht mehr sagen möchte als das, dann liegt es jedenfalls nicht daran, dass es nichts zu erzählen gäbe. Als Jurastudent schloss Fritz Bauer sich einer jüdischen Studentenverbindung an, und als er in den 1920er-Jahren politisch aktiv wurde als Sozialdemokrat und als Redner, der für die damals noch sehr fragile Idee der Demokratie warb, da hatte er nie etwas dagegen einzuwenden, dass seine Genossen ihn – „bei den Juden sehr bekannt“, wie ein Weggefährte damals lobte – speziell zu den jüdischen Handwerkervereinen oder Jugendgruppen hinschickten.

„Der Redner betonte den sozialen Gedanken der Thora“, notiert die Historikerin Maria Zelzer über einen Auftritt Fritz Bauers dort. „Dr. Bauer machte zwar nicht die Propheten zum Wortführer des Proletariats, doch bezeichnete er als Quelle und Hort des sozialen Gedankens die jüdischen Propheten. Im wahren Judentum sei die Brücke zum Sozialismus.“ Das mag man theologisch anzweifeln. In

jedem Fall aber drücken diese Worte eine Nähe und Zuneigung Bauers zu jüdischer Kultur und Identität aus – und keineswegs eine kühle Distanz.

„Ja, Günther, du wirst lachen, ich bin zugleich Deutscher und Jude und staatenlos.“

Als Fritz Bauer 1933 von den Nationalsozialisten aus seinem Amt als Richter gedrängt, für einige Monate in eines der frühen Konzentrationslager bei Stuttgart gesperrt und dann 1935 ins skandinavische Exil getrieben wird, da arbeitet er, um sich über Wasser zu halten, als Journalist. Nicht für irgendeine Zeitung, sondern für die Allgemeine Zeitung des Judentums. Weiterhin ist er also nichts zu merken von einem Wunsch nach Distanz zur jüdischen Gemeinschaft. Und auch vor seinen nichtjüdischen, sozialdemokratischen Genossen, mit denen Bauer im Exil Pläne für die Zeit nach dem Sieg über das Hitler-Regime schmiedet, macht er seine jüdische Identität sogar ungefragt zum Thema. Im August 1945 beschreibt er in der Sozialistischen Tribüne in lockerem Ton, wie ein 15-jähriger Hitlerjunge ihn jüngst im dänischen Flüchtlingslager gefragt habe: „Du, Fritz, bist du eigentlich Deutscher, Jude oder staatenlos?“ „Ja, Günther, du wirst lachen, ich bin zugleich Deutscher und Jude und staatenlos.“

Fritz Bauer ist zu dieser Zeit bereits 42 Jahre alt, kein Suchender mehr, sondern eine gefestigte Persönlichkeit, Richter, Exilpolitiker, Autor mehrerer Bücher. Erst nach 1945, als er alleine, ohne seine Eltern und seine Schwester, nach Deutschland zurückkehrt ist, bemüht sich Bauer auffällig stark darum, seine jüdische Identität in der Öffentlichkeit nicht zum Thema zu machen oder gar herunterzuspielen. Recht abrupt.

Wie sehr er an dieser Haltung bei allen öffentlichen Auftritten festhält, das erleben im August 1964 auch zwei Jugendliche, die wie Fritz Bauer selbst jüdisch sind. In Frankfurt lebt ein 17-jähriges jüdisches Mädchen, das erst aus der Zeitung erfährt, dass sein eigener Vater, Hersz Kugelmann, gerade im Auschwitz-Prozess als Zeuge ausgesagt hat. Mit fester Stimme und mit dem weichen Akzent des südpolnischen Będzin, in dem er aufgewachsen ist, hat er dort beschrieben, wie er auf der Rampe in Auschwitz-Birkenau, vor brüllenden und mit kleinen Handbewegungen selektierenden SS-Männern, seine Eltern und seine ersten beiden Töchter, neun und sechs Jahre alt, in den Gastod gehen sah. Zu Hause in Frankfurt aber, bei der Tochter Cilly, haben stets die Worte versagt.

„Unsere Eltern haben uns nichts erzählt“, erinnert sich Cilly Kugelmann. „Wir kannten die Fakten nicht, aber wir spürten ein tiefes Unbehagen, den Schatten einer schrecklichen Geschichte. Es fällt mir schwer, unsere Gefühle zu beschreiben. Ich würde sagen, die Atmosphäre war bedrückt, tragisch. Zu Hause wurde nicht viel gelacht, als hätten Vergnügen und Leichtigkeit bei uns keinen Zutritt. Für

mich waren das Symbol dieser Jahre die Medikamente, die meine Eltern schluckten, um ihre Leiden zu behandeln, die physischen und die psychischen.“

Cilly Kugelmann hat sich damals bereits mit anderen jüdischen Jugendlichen zusammengetan, die ihr Umfeld in Deutschland als ebenso bedrückend, ihre Schule als finster, ihre Familien als beschädigt erleben. In der 1958 gegründeten Zionistischen Jugend Deutschlands rümpft man die Nase über Alkohol, Zigaretten, Rock'n'Roll, den ganzen Eskapismus der Wiederaufbauzeit, wie sich eines der anderen damaligen Frankfurter Mitglieder erinnert, Micha Brumlik: „Wir legten am lodernden Feuer nächstens heilige Schwüre ab, nach dem Abitur Deutschland zu verlassen und nach Israel zu emigrieren.“ Zu Fritz Bauer, dem jüdischen Juristen, der den NS-Tätern entgegentritt, schauen die Jugendlichen auf. Gemeinsam produzieren sie eine Art Schülerzeitung, Me'orot, was „Sterne“ bedeutet. Und als die beiden Teenager Cilly und Micha erfahren, dass Fritz Bauer bereit ist, Me'orot ein Interview zu gewähren, „versanken wir in Ehrfurcht“.

Der Generalstaatsanwalt wirkt zugewandt, als die beiden Jung-Zionisten vor seinem Schreibtisch Platz nehmen. Er hört ihnen geduldig zu, so, wie sie es von Erwachsenen nicht gewohnt sind. Er beantwortet ihnen, so erinnert sich Cilly Kugelmann, „noch die dümmste Frage“ nach den NS-Prozessen. Und dennoch bleibt es am Ende eine seltsam sprachlose Begegnung.

Andere, nichtjüdische junge Leute, die Bauer in dieser Zeit kennenlernen, schwärmen noch Jahrzehnte später von seiner Warmherzigkeit und Debattierfreude. Bauer reist in den 1960er-Jahren von Podium zu Podium, immer gestikulierend, herausfordernd, immer will er die politischen Vorstellungen und Träume der jungen Leute erfahren, immer stachelt er sie zum Widerspruch an.

Nichts Väterliches, nichts Warmes habe der Jurist ausgestrahlt, erinnert sich hingegen Cilly Kugelmann. Auf die Themen Judentum oder Israel, welche die Macher der Zeitschrift Me'orot so offensichtlich umtreiben, kommt Bauer mit keiner Silbe zu sprechen, nicht einmal beim Small Talk am Rande. Obwohl er zu dieser Zeit schon mehrere Dienstreisen nach Israel hinter sich hat, obwohl er mit der Idee des Zionismus schon seit Jugendtagen ringt – als Student in Heidelberg war er an heftigen Debatten darüber beteiligt, später, bei Ausbruch des Sechstagekrieges 1967, ist er einer der ersten, die vertraulich bei der Jüdischen Gemeinde Frankfurts anfragen, wohin sie Geld für Israel spenden könnten – obwohl Fritz Bauer also eine Menge zu erzählen hätte, wenn er denn wollte, bleibt er stumm. Kein Wort zu dem gesamten Thema.

-

Was ihn, den ehemaligen KZ-Häftling und Remigranten, von der breiten Mehrheit der Deutschen, die er politisch überzeugen will, trennt, das spielt Bauer schon seit seiner Rückkehr herunter, ganz besonders bei öffentlichen Auftritten und in Interviews. Mit seinem Jüdischsein möchte er möglichst wenig identifiziert werden. Jüdische Freunde hat er nicht. Im Alltag der Justiz begegnet er den wenigen übrigen jüdischen Rückkehrern tagsüber professionell und abends gar nicht. Das Schmäbild einer „jüdischen Clique“, die in der Frankfurter Justiz eine Hexenjagd betreibt, ist in den Schmä- und Drohbrieffen, die Fritz Bauer erhält, schon lebendig genug.

Während des Auschwitz-Prozesses kommen mehr als 200 jüdische KZ-Überlebende nach Frankfurt, um als Zeugen auszusagen. Einige haben gehört, dass Fritz Bauer selbst KZ-Häftling und Emigrant war und haben ihm bereits 1959, zu Beginn der Ermittlungen gegen die Auschwitz-Täter herzliche Briefe geschrieben. In seinem Frankfurter Büro bewahrt Bauer einen Stein aus Auschwitz auf, den sie ihm geschenkt haben. Aber zu den Zeugen persönlich hält er Distanz.

Mit dem Präsidenten des Internationalen Auschwitz-Komitees Hermann Langbein trifft sich Fritz Bauer zwar ein paar Mal in Frankfurt, um eine Zusammenarbeit bei der Sammlung von Beweisen auszuloten. Aber dabei hat er vor allem eine Bitte: Auf keinen Fall soll Langbein öffentlich von dieser Zusammenarbeit erzählen. Es ist eine Vorsicht, die dem Frankfurter Opferanwalt Henry Ormond, der die Nebenkläger im Auschwitz-Prozess vertritt, sofort einleuchtet. Auch Ormond warnt das Komitee davor, eine Pressekonferenz über die Zusammenarbeit mit Fritz Bauer abzuhalten: „Sie liefern nur der Verteidigung Argumente für die Annahme, dass hinter dem ganzen Prozess eine östlich gelenkte Propaganda steht.“

Fritz Bauer versagt sich jede sichtbare Nähe zu den Opfern, die ihm doch vor allem große Sympathien entgegenbringen wollen, weil er gegenüber der Öffentlichkeit die Glaubwürdigkeit der Anklage als politisch objektiv und unvoreingenommen schützen muss. Dafür zahlt er einen hohen Preis. Manchen der Überlebenden erscheint er als kalt, arrogant, gar überheblich. Als Langbein 1965 ein Buch über den soeben abgeschlossenen Auschwitz-Prozess veröffentlicht, lobt er darin die Richterbank, die Nebenkläger und sogar die Verteidiger. Für die Arbeit der Staatsanwälte aber hat er nur beißende Kritik übrig. Und für Fritz Bauer, den Initiator des ganzen Prozesses, dem Langbein doch anfangs noch hoffnungsfrohe Briefe über „unser“ Auschwitz Verfahren geschrieben hatte, hebt er sich jetzt die schärfste Form der publizistischen Bestrafung auf – ein Umgang, der Wut und Enttäuschung verrät. Bauers Name taucht in dem zwei bändigen Werk nicht auf.

Wo die Überlebenden-Organisation anfangs einen natürlichen Verbündeten in Fritz Bauer gesehen hat, da behandelt sie ihn jetzt als jemanden, der ihre Hoffnungen verraten hat. Seine jüdische Herkunft macht die Sache besonders schlimm. Eine tragische Verstrickung für Bauer: Das Verhalten, das Langbein für eine Härte Bauers gegen seine jüdischen Schicksalsgenossen hält, ist in Wirklichkeit nur Härte gegen sich selbst.

Die Menschen, die zu Tausenden nach Frankfurt kommen, um sich den Auschwitz-Prozess anzusehen, bekommen Fritz Bauer in der Regel nicht zu Gesicht. Manche, die von ihm gelesen haben und nun erwarten, den temperamentvollen Generalstaatsanwalt mit dem markanten weißen Schopf einmal live zu erleben, sind geradezu verblüfft, dass sie ihn zwischen den zahlreichen Herren in Roben da vorne nicht entdecken können. Er verzichtet darauf, symbolisch den Eröffnungsvortrag oder das Schlussplädoyer zu halten oder überhaupt ins Rampenlicht zu treten – wobei er in Sachen Rampenlicht, Inszenierung und öffentlicher Wahrnehmung dieses Prozesses wenig ohne Überlegung tut.

Aus dem Zuschauerraum blickt man auf das juristische Geschehen wie auf eine Bühne, erhöht und höchst symbolisch arrangiert: Der Vorsitzende Richter im Auschwitz-Prozess trägt ein schwarzes Barret mit feinem silbernem Streifen an der Krempe, Landgerichtsdirektor Hans Hofmeyer agiert im Gerichtssaal sensibel und souverän, wie allseits anerkennend hervorgehoben wird. Seine Selbstbeherrschung ist nahezu unerschütterlich, nur während der Urteilsverkündung bricht ihm einmal die Stimme und manche Beobachter meinen, Tränen in seinen Augen erkennen zu können. Links von Hofmeyer verteilen sich die 19 Strafverteidiger auf sechs Bänke, viele von ihnen sind bereits ergraut, teils können sie schon auf eine lange Karriere zurückblicken. Und ganz rechts sitzt der Vertreter der Nebenklage, der Frankfurter Anwalt Henry Ormond, ein Bild der Entschlossenheit, weißhaarig.

Umso mehr muss es auffallen, wie jung die drei Staatsanwälte sind, die Fritz Bauer dazwischen ins Rennen schickt: Der stille Georg Friedrich Vogel, der charismatische Joachim Kügler, der bescheidene Gerhard Wiese – es sind Mittdreißiger. Die meisten Angeklagten könnten ihre Väter sein.

-

Es ist ein passendes Bild; Fritz Bauer bemüht sich, es ungestört seine Wirkung entfalten zu lassen. Für seinen eigenen Rückzug gibt Bauer einmal eine lapidare, aber wenig glaubhafte Begründung: Es gehöre „zu einer Art von ungeschriebenem Gewohnheitsrecht“, so schreibt er einem Freund, dass Generalstaatsanwälte „sich überhaupt nicht in Prozesse mischen (und auch selber keine führen).“ Im Braunschweiger Remer-Prozess im Jahr 1952, als es um die Rehabilitierung der Männer des 20. Julis ging, hat er das noch ganz anders gesehen, hat den Prozess selbst geführt und sich der Republik sogar ungefragt mit ein paar autobiographischen Sätzen im Plädoyer vorgestellt. Damals hat Bauer bei

dem Versuch, das Publikum zu umwerben, besonders viel von „Vaterland“ und „unserem guten alten deutschen Recht“ gesprochen und davon, dass er sich Claus Schenk Graf von Stauffenberg schon seit der gemeinsamen Schulzeit verbunden fühle. Das war das Bild, das er von seiner Anklage vermitteln wollte, einer Anklage, mit der sich das unentschlossene Publikum möglichst identifizieren sollte: Hier spricht ein neues Deutschland. Seine Lebensgeschichte als Emigrant und Jude hat er damals aus der

Inzwischen ist Bauers jüdische Herkunft in der Öffentlichkeit ein Thema – auch wenn es ihm nicht lieb ist, weil Gegner sein juristisches Engagement damit als bloßen persönlichen Rachefeldzug diskreditieren.

Der Zufall hat es gewollt, dass nach dem Geschäftsverteilungsplan des Frankfurter Landgerichts ein jüdischer Richter, Hans Forester, für den Vorsitz des Auschwitz-Prozesses zuständig gewesen wäre. Aber Forester hat sich selbst für befangen erklärt, um diesem Problem aus dem Weg zu gehen: Ein Urteil „im Namen des Volkes“ würden ihm große Teile der Öffentlichkeit zu Beginn der 1960er-Jahre schlicht nicht abnehmen. Man würde ihm persönliche Rachegefühle unterstellen, die seine Urteilsfähigkeit eintrüben; zumindest unausgesprochen.

Ein noch größerer Zufall hat es gewollt, dass nach demselben Geschäftsverteilungsplan als beizitzender Richter Johann Heinrich Niemöller an der Reihe gewesen wäre, Sohn von Pastor Martin Niemöller, der von 1938 bis 1945 in Konzentrationslagern inhaftiert war. Obwohl sich dieser Richter nicht für befangen hält, entscheidet das Gerichtspräsidium, auch ihn von dem Prozess zu entbinden. Auch ihm würde die Öffentlichkeit nicht ohne weiteres ein objektives Urteil zutrauen – was genügt, um ihn wegen der „Besorgnis des Anscheins“ der Befangenheit vorsorglich auszuschließen.

Als der Auschwitz-Prozess beginnt, 1963, da halten nur noch wenige in Deutschland Bauer für neutral und unvoreingenommen. Fritz Bauer, das ist vor allem ein Emigrant. Wenn er im Prozess nun den Angeklagten gegenüber säße – der weißhaarige ehemalige KZ-Häftling mit dem tief zerfurchten Gesicht auf der einen Seite, die 22 deutschen Jedermänner aus der Mitte der Gesellschaft auf der anderen Seite –, mit wem könnte sich die Masse der Deutschen wohl eher identifizieren?

„Der Prozess soll der Welt zeigen, dass ein neues Deutschland, eine deutsche Demokratie gewillt ist, die Würde eines jeden Menschen zu wahren.“

Bauer entscheidet, dass seine Anklage sich nach außen hin anders präsentieren soll: dass sie, um politisch in die Gesellschaft hinein zu wirken, nicht sein Gesicht haben soll. Die drei jungen Staatsanwälte, die er vorschickt, haben als Heranwachsende noch selbst in der Wehrmacht dienen müssen. Wie die meisten Deutschen sind sie und ihre Familien nie vom Rassenwahn der Nationalsozialisten bedroht gewesen. Man wird sie in der Öffentlichkeit kaum als Rächer diffamieren können. „Der Prozess soll der Welt zeigen, dass ein neues Deutschland, eine deutsche Demokratie gewillt ist, die Würde eines jeden Menschen zu wahren“, hat Bauer zu Beginn des Auschwitz-Prozesses vor Journalisten erklärt: Dafür stehen die drei jungen Männer bildhaft. Es leuchtet dem Publikum sofort ein, dass sie an der Zukunft des Landes interessiert sind – und nicht an offenen Rechnungen aus der Vergangenheit.

Unter den Dreien wächst der blonde, elegante Joachim Kügler am meisten in diese Rolle hinein. Die rhetorischen Duelle, die er sich mit dem wesentlich älteren Strafverteidiger Hans Laternser liefert, der bereits in Nürnberg verteidigt hat, gehören zu den Höhepunkten des Prozesses.

So sehr identifiziert sich Joachim Kügler mit seiner Aufgabe, dass er in späteren Jahren sogar widerspricht, wenn Fritz Bauer als eigentlicher Kopf der Anklage bezeichnet wird. „Die Ermittlungen gegen die Auschwitz-Mörder wurden nicht von Bauers Behörde, sondern von den beiden Staatsanwälten Vogel und Kügler von der Staatsanwaltschaft beim Landgericht Frankfurt am Main allein geführt“, schreibt Joachim Kügler, sich selbst in der dritten Person nennend, 2009 in einem Leserbrief an die Zeit. „Mit der von Dezember 1963 bis August 1965 stattfindenden Hauptverhandlung hatte Bauer gar nichts zu tun.“

Vielleicht wäre es Fritz Bauer, der sich so sehr darum bemüht hat, sich aus dem Blick der Journalisten im Gerichtssaal herauszuhalten, nicht einmal Unrecht, wenn Kügler später so tut, als habe der Anblick im Saal die Verhältnisse hinter den Kulissen tatsächlich korrekt wiedergespiegelt.

Aber verbergen lässt es sich nicht, dass Bauer die Zügel in der Hand behält. Dass er die Akteure dirigiert, dass er die Staatsanwälte während der Ermittlungen und während des Prozesses wöchentlich zu sich bestellt, dass er ihnen Taktik und Strategie vorgibt, die Besetzung der Anklagebank, den dramatischen Auftakt mit gleich acht historischen Gutachtern, die genaue Form des juristischen Vorwurfs, und dass er diesen Großprozess von geradezu Nürnberger Ausmaßen gegen große Widerstände in der Justiz politisch durchsetzt, was die drei handverlesenen jungen Staatsanwälte nie selbst hätten stemmen können.

Bauers junge Ankläger erledigen gewiss die mühselige praktische Arbeit der Beweisführung, sie kennen die Details des Falles deshalb besser als jeder andere. Und es ist ihr Feingefühl, nicht das Bauers, das sich im Umgang mit den Zeugen bewährt. Aber es ist Bauer, der die ganze Zeit über Regie führt.